

Hierbleiben

Jetzt sitze ich hier und würde doch lieber woanders sitzen, hinten, auf der Rückbank, die Hände unter den Oberschenkeln, damit sich das Muster meiner Cordhose dort einprägen kann, die Stirn an der Scheibe, die Gedanken im Rhythmus der Bewegung. Den Blick nach draußen, auf eine dunkler werdende Landschaft, die sich aufbaut und zusammenstürzt in diesem Rhythmus, der in meinem Kopf dröhnt. Ich könnte das kühle Gestänge der Kopfstütze vor mir umfassen, mich daran nach vorne ziehen. Die Stirn gegen die Kante der Nackenstütze, die Nase in ihrem Haar. Einmal mit der Hand darüber fahren und ein paar Worte sagen, die sie abtun würde. Oder ich könnte mich umdrehen, das Kinn auf die Ablage, den Blick zwischen die Scheinwerferlichter der Autos, die wir überholen. Die erst groß sind und dann verschwinden. Und dann sind schon wieder neue da. Als kämen die aus mir. Aus einer kleinsten, innersten Bewegung. Wir sind schnell. Aber darum geht es ja, dass man vorwärts kommt und zur Ruhe. Dass man zum trägen Kern der Geschwindigkeit wird.

Jetzt denke ich daran: wie ich als Kind im Auto gesessen bin, hinter meiner Mutter, deren Gestalt mit der vorbeiziehenden Landschaft verschwamm. Wie ich dieses Auto war, mein Körper ein Brummen und Sirren. Wie ich vorankam zwischen den anderen Autos und mir dieser Vorgang ganz selbstverständlich war. Wenn wir da waren, dann hatte ich nicht geschlafen und war doch fort gewesen: ein Schlaf, der nicht mehr schläft. Der nicht ganz wach ist. Und so geht es mir jetzt auch. Nur dass ich vorne sitze und das Lenkrad halte. Dass ich hier ganz allein sitze, keiner beugt sich zu mir hin, keine Rückbank. Hinter mir nur der Laderaum mit einer Fracht, die mir nicht gehört. Für die ich mich überhaupt nicht interessiere. Die ich irgendwohin bringe, um eine neue Ladung zu holen. Und immer so weiter.

Doch eigentlich fahre ich ja nur, damit ich fahren kann, damit ich in Bewegung bin und von dir wegfahren kann. Nur deshalb habe ich diesen Job angenommen, nachdem ich so lange keinen Job mehr hatte. Deshalb habe ich da angerufen, nicht viel verhandelt, zu allem ja gesagt. Damit ich wegkomme von dir und von dem, was du in dir hast und was ich gar nicht haben will. In dir nicht und sonstwo auch nicht. Dieses Wollen war ganz allein deins, und jetzt soll auch dieses Kind ganz allein dir gehören. Dieses Kind war ganz und gar deine Idee. Dieses Kind, von dem du gesprochen hast, als wäre es längst da, auf der Welt oder wenigstens in deinem Bauch, als würde es sich dort regen und alles Mögliche anstoßen. Ich dachte, dass wir beide schon genug miteinander zu tun hatten und dass es kein Kind brauchte. Und jetzt denke ich, dass es das war, was dieses Kind so lange fernhielt. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig, als das zu denken. Der Gedanke ist richtig: Wo man nicht gewollt ist, dahin soll man auch nicht gehen. Und da soll man nicht bleiben.

Jetzt denke ich an dieses Kind, als wäre es schon da, so wie du vorher die ganze Zeit daran gedacht hast. Als würde ich es kennen oder könnte es mir wenigstens vorstellen. Aber das Kind gehört ja auch

zu mir. Das besteht aus mir. Und auch wenn ich es nicht kenne, mich müsste es kennen. So wie ich mich kenne, wie ich mich an mich erinnern kann. Wie ich auf der Rückbank eines Autos saß, wie ich meine Hand ausstreckte, wie ich diese Hand klar vor mir sehe. Und so müsste mich dieses Kind doch auch sehen können. Es müsste mich kennen und in mich hineinschauen können, und später, wenn es größer ist, an sich herunterschauen, sich anschauen, seine Hände oder seine Füße, sein Gesicht im Spiegel oder auf einem Foto, und mich darin erkennen. So wie meine Mutter vor mir auftaucht, wenn ich mir durchs Haar fahre, wenn ich die leichte Krümmung meines ausgestreckten rechten Zeigefingers betrachte, wenn ich etwas sage oder denke. Wenn ich in einem Auto sitze. Diese Erinnerung an meine Mutter ist eine andere Erinnerung als die an dich.

Wenn ich an dich denke, wie du dir an die Stirn fasst und durch die Haare fährst, den Kopf weg von mir, ein Nicken und ein Ausatmen zur Seite, dann sehe ich dich klar vor mir, und es rührt mich, dass ich eine solche Geste in dir hervorrufen kann. Dass ich es einmal konnte. Aber es ist doch kein Wiedererkennen, wie das, wenn ich mir durchs Haar fahre und dabei an meine Mutter denken muss. Oder wenn ich jetzt an sie denke, mit meinen Händen auf diesem riesigen Lenkrad, den Fuß auf dem Gaspedal, den Blick auf die Straße, ein Summen in meinem Kopf, das bestimmt auch in ihrem Kopf so summt, in einer Bewegung, die sonst nur sie herstellen konnte. So wird es diesem Kind auch einmal gehen. Nur dass es nicht wissen wird, wen es wiedererkennt an seinen Händen oder in seinem Gesicht. In seinen Gedanken. Denn ich werde nicht zurückkommen. Ich will dieses Kind nicht haben und will mich selbst nicht wiedererkennen in ihm. In seinem Geruch. Im Geräusch seines Atmens. Und ich will dich darin nicht wiedererkennen, denn dich sehe ich sowieso die ganze Zeit vor mir. Ich brauche niemanden, der mich an dich erinnert. Du gehst nicht weg. Du gehst einfach nicht weg.

Ich trete aufs Gas, ich fahre schneller und werde ruhiger davon, vom Fahren, vom Geräusch meines Fahrens, diesem Sirren, das ich auch spüre, in meinen Händen und Armen, in meinem ganzen Körper sitzt dieses Sirren, während ich durch die Welt fahre. Durch eine Welt, die sich mir kaum zeigt. Die ich gar nicht kenne. Und es ist ja auch eine andere Welt links und rechts einer Autobahn. Das ist eine Welt ohne Städte und Menschen, nur Bäume gibt es dort, einzelne Häuser, Land, eine Weite, die da ist, die man aber nicht sehen kann. Es dämmt, der Abend kommt. Ich bin schon lange unterwegs. Das Summen in meinen Händen erinnert mich daran, wie lange ich dieses Lenkrad schon halte. Seit ich heute Morgen losgefahren bin, halte ich mich an diesem Lenkrad fest.

Als sähe ich jemand anderem zu. Die Distanz zwischen mir und meinen Händen auf dem Lenkrad ist unermesslich. Mein Körper ins Riesenhafte, ins Unbeherrschbare ausgedehnt. Ich bin losgefahren und fuhr den Weg zurück, den ich vorher mit dem Fahrrad gekommen war. Der Schlüssel vom Fahrradschloss in meiner Hosentasche, und da spüre ich ihn jetzt noch, ein leichter Druck am Oberschenkel meines rechten Beins, mit dem ich das Gaspedal trete, und dieser Druck sagt mir, dass ich noch da bin. Und er sagt mir, dass ich es war, der diesen Weg fuhr. Ich sah die hohen Bäume und wie sie an mir vorbeirauschten und erinnerte mich, wie sie gerade noch langsamer auf mich

zugekommen waren. Wie sie vor mir wuchsen und aufragten und wieder verschwanden. Wie ich die Rinde gesehen hatte und auch die Risse darin. Und während ich schon abbog, auf die Autobahn, sah ich geradeaus noch den Weg, den ich gekommen war, der immer weiter führte, vorbei an den Hochhäusern, in die Stadt hinein und in ihre Straßen und schließlich auch in die Straße, die ich gut kenne. Ich sah auch, wo der Weg endete, vor dem Haus, dessen Tür ich vor ein paar Stunden hinter mir zugezogen hatte. In diesem Haus gibt es Wohnungen, und in einer dieser Wohnungen, da habe ich gewohnt. Und du warst ja auch da. Und das bist du immer noch.

Und genau so eine Wohnung fahre ich mit mir herum, die Einrichtung einer solchen Wohnung, denn das ist ein Umzugsunternehmen, für das ich arbeite, das steht auf dem Laster. Und diese Einrichtung wird sich nicht sehr von der unserer Wohnung unterscheiden, die meisten Wohnungen ähneln einander. Nur dass du nicht darin bist. Denn du bist zuhause und nicht bei mir. Ich bin unterwegs. Ich habe den ganzen Inhalt einer Wohnung da hinten drin, Möbel, Lampen, Bilder. Und irgendwo gibt es jemanden, der auf die Sachen wartet, der das alles noch haben will. Als würde sich das lohnen, als könnte in ein paar Möbelstücken etwas von Bedeutung stecken. Als könnte man nicht auf jedem Stuhl sitzen, in irgendeinem Bett liegen. Als käme es darauf an. Ich könnte auch unsere Sachen da hinten haben und sie jemand anderem bringen, der sie dann bei sich hinstellt. Du könntest unsere ganze Wohnung umräumen. Eine andere Tapete auswählen, die Stellung der Sessel verändern. Du könntest alles rauschmeißen. Das würde mir gar nichts ausmachen.

Ich lockere den Griff. Ich denke ja doch an dich. Ich denke an dich und daran, dass morgen niemand in der Küche stehen wird, um zu sehen, wie im Hochhaus am anderen Ende des Viertels das Licht in deinem Büro angeht. Niemand wird am Fenster stehen, einen Becher mit lauem Kaffee in der Hand, eingeklemmt zwischen Spüle und Küchentisch. Niemand wird dort stehen, gegen die Wand und die Fensterlaibung gelehnt, den Blick auf das Bürohochhaus gerichtet und auf die Lichter, die darin angehen. Niemand wird die Zeit messen, die Sekunden, die Minuten zählen, die verstrichen sind, seit du die Wohnung, das Haus, unsere Straße verlassen hast. Zählen, bis in deinem Büro das Licht angeht. In deinem Büro, wo ich noch nie war, dessen Lage ich nur kenne, weil du mir manchmal, an Wintertagen, die schon lange vorbei sind, so lange, dass ich annehmen muss, es hat sie nie gegeben, von dort Lichtzeichen gegeben hast. Die Entfernung ist zu groß, man kann dich gar nicht sehen. Wenn das Licht angeht, dann sehe ich bloß das Licht angehen und weiß nur, sie ist jetzt dort und nicht mehr hier. Alles andere stelle ich mir vor: Wie du deine Tasche neben dem Schreibtisch abstellst, Mantel und Tuch ausziehst, die Mütze vom Kopf nimmst und sie in die Außentasche des Mantels steckst oder in den rechten Ärmel hineinziehst, den Mantel an die Garderobe hängst oder über den Besucherstuhl, ich weiß nicht einmal, ob es dort eine Garderobe gibt, und dich an den Schreibtisch setzt. Und auch, was du sonst noch tust, stelle ich mir vor. Und ich denke, dass sich das morgen niemand vorstellen wird, weil ich morgen nicht in der Küche stehen werde. Ich frage mich, ob die Dinge anders laufen werden, bloß weil ich nicht versuchen werde, sie mit meinen Gedanken in Gang zu halten. Ich frage

mich, ob du den Mantel anbehalten wirst, bloß weil ich nicht daran denken werde, dass du und wie du ihn ausziehen könntest. Ob du vergessen wirst, das Licht einzuschalten. Ob du im Dunkeln sitzen wirst, weil ich nicht in der Küche stehen und an dich denken werde. Ob du überhaupt noch da sein wirst, wenn ich nicht mehr da bin. Das frage ich mich, und ich kann gar nicht aufhören damit, mich zu fragen und daran zu denken, ob du auch ohne mich noch da sein wirst. Und wie lange.

Ich habe die Tür hinter mir zugezogen. Ich gehe dir nicht mehr hinterher, ich kann dich sowieso nicht erreichen. Ich bin jetzt woanders. Ich bin jetzt hier, in diesem Lastwagen, und fahre durch eine Welt, an einer Welt entlang, die nicht mehr da ist oder nur gerade noch so. Und so war es schon immer: Dass alles nur gerade noch so da war. Auch du. Auch du warst immer nur gerade noch so da. Und jetzt bist du nicht einmal mehr das. Wie die Scheinwerferlichter hier, die auf mich zukommen, sich ausdehnen und verschwinden. In dieser Unschärfe erkenne ich dich, am Saum eines Schlafs. Da zeigst du dich noch einmal, und da kann ich dich vergessen. Ich kann dich vergessen in diesem Denken an dich. Indem ich an dich denke, werde ich dich vergessen. Ich werde dich vergessen, weil ich an dich denke. Und auch an das, was in dir ist. Und auch das werde ich vergessen. Dann wird es das nicht mehr geben. Es wird verschwinden mit meinen Gedanken. Und das ist richtig so, denn es kann ja nicht sein: Dass da ein Kind in dir wächst, das aus uns beiden besteht. Aus meinem Mangel und aus deiner Fülle. Was für ein Mensch soll das werden, der an einer Stelle wächst, wo vorher schon kein Platz war.

Denn ein wenig Platz braucht man doch, wenigstens so viel wie zwischen einer halboffenen Tür und der Wand dahinter. Da ist Platz genug, wenn man sehr klein ist. Ich stehe in diesem Halbdunkel zwischen Tür und Wand, ich lehne mich nirgendwo an. Ganz sicher stehe ich hier, auf meinen nackten Zehen ein Streifen Licht. Ich bin ein Tier in seiner Höhle. Ich höre Stimmen, die aus dem Schlafzimmer, die durch den Flur zu mir kommen. Diese Stimmen gehören zur Ausstattung meines Lebens. Wie das Lackplättchen, das ich von der Tür gerieben habe und in meine Hosentasche schiebe. Wo ich noch kurz an dem harten, fusseligen Saum herumtaste, etwas herauskratze und gegen die Tür schnicke. Nur ich kann das hören. Jetzt liegt es am Boden, und ich schiebe es mit dem großen Zeh unter dem Türspalt durch. Ich beuge mich hinunter, ich gehe auf die Knie. Ich rolle mich zusammen, Schläfe und Wange auf dem Boden. Nun ist da das Licht, nun wird es da dunkler. Schritte kommen auf mich zu, Füße in hohen Schuhen. Ihre Hand an der Türklinke. Sie schaut ins Zimmer und sieht mich nicht. Ich bin gar nicht mehr da.

Mein Atem geht flach. Du tauchst vor mir auf, Lichter tauchen vor mir auf, werden größer und verschwinden. Ich werde immer schneller, meine Hände sind verwachsen mit dem Lenkrad. Ich bin zu einem Teil dieses Lasters geworden und fahre und fahre und fahre. Um mich herum Glas und Metall. Und draußen die Welt. Hier kann ich bleiben, in dieser Kabine. Hier ist alles, was ich brauche. Ich halte nicht mehr an. Ich fahre immer weiter, fahre schneller und schneller. Durch alles hindurch. Die Lichter, den Regen. Durch die Erinnerung an dich. Ich lasse das alles hinter mir. Es ist dunkel. Es ist plötzlich dunkel. Ich bin müde. Ich könnte den Kopf auf den Lenker legen, zwischen meine Hände.

Ich könnte da schlafen. Ein warmes Tier hockt auf meinem Schoß, das atmet und das stört mich nicht. Ich kann leise mit ihm sprechen. Sonst habe ich ja niemanden. Du bist nicht hier. Und sonst auch keiner. Nur ich bin hier. Und diese warme Müdigkeit, und die gefällt mir, denn sie kommt ja vom Fahren. Sie erinnert mich daran, dass ich hier etwas zu erledigen habe. Dass ich ein paar Möbel durch die Gegend fahre, die mir nicht einmal gehören. Diese Ladung, die Lichter, die mich blenden, der Regen, das alles hat nichts mit mir zu tun. Und mit dir schon gar nicht. Das denke ich nur, dass du hier bist, dass du irgendwo vor mir bist. Das bilde ich mir bloß ein. Ich muss aufhören damit. Ich muss anhalten und eine Pause machen. Ich muss raus. Ein paar Schritte gehen. Durchatmen. Hier ist ein Parkplatz.

Ich stelle den Motor ab, ich kann die Straße noch deutlich erkennen und auch die Biegung, in der sie verschwindet. Ich stoße die Tür auf und bin draußen im Regen. Mein Gang ist etwas unsicher. Am liebsten würde ich mit dieser Straße verschwinden, auf ihr weiterfahren, abbiegen und wäre weg. Ich setze mich auf eine Leitplanke. Ich schaue die Straße entlang, ich weiß ja, dass sie auch hinter diesem schroffen Dunkel noch weitergeht. Auch wenn er aussieht wie abgeschnitten, geht dieser Weg weiter, das weiß ich, und ich weiß auch, dass man auf dieser Straße immer weiter fahren kann. Dass man immer wieder irgendwo abbiegen kann und in eine andere Straße einbiegen und dann in noch eine und noch eine. Dass man auf diese Art niemals zu irgendeinem Ende kommt, das weiß ich. Dass man immer weiter fahren kann ohne die geringste Aussicht auf ein Ende oder ein Ziel.

Da kann ich genauso gut noch eine Weile hier im Regen sitzen bleiben und an Dinge denken, an die ich länger nicht gedacht habe, an die ich vielleicht noch nie gedacht habe. Meine Hände auf der Leitplanke. Es kommt mir vor, als sollte ich für immer hier sitzen. Als sollte ich hier sitzen bleiben, den Blick auf ein Gefährt, das mich nirgendwo hinbringt, mit einer Ladung, die mir nicht gehört. Die ich einfach abliefern muss. Aber ich will ja gar nicht hierbleiben. Da hätte ich auch gleich zuhause, auf der Couch sitzen bleiben und weiter auf den Fernseher starren können. Der gar nicht eingeschaltet war, in dem sich bloß das Wohnzimmerfenster gespiegelt hat und der Vorhang davor. Auf dieses Bild hätte ich starren können oder auf das Buch in meinen Händen. Ich hätte da hineinschauen können, auf die schwarzen Zeichen. Auf meine Daumen, die einzelne Buchstaben verdeckten, die mir sowieso unlesbar erschienen und mich daran erinnerten, dass ich einmal nicht lesen konnte. Dass diese Zeichen für mich einmal eine andere Bedeutung hatten. Eine Bedeutung, die sich unter meinem Blick und meinen Kinderhänden veränderte. Unter Händen, die sich an einem Buch oder einem Ast festhielten, wie sie das nun an der Leitplanke tun. Meinen Händen, in denen die Hände meiner Mutter stecken und die bald in den Händen dieses Kindes stecken werden. Aber ich will das alles nicht mehr, herumsitzen und mich an irgendetwas festhalten und auf Dinge starren, sei es die Straße, sei es ein Buch, sei es ich selbst auf diesem Rastplatz. Da könnte ich mich genauso gut hinten in den Laster legen, ein Bett wird da schon sein, und mir die Decke über den Kopf ziehen. Da hätte ich gar nicht erst losfahren müssen. Schluss damit, ich stehe jetzt auf.

Ich lasse die Leitplanke los und rutsche nach hinten. Ich kann mich nicht halten, ich schlage mit dem Hinterkopf auf den Schotterboden, die Füße in der Luft. Hier ist alles nass. Ich spüre den Regen auf meinem Gesicht, Rinnsale laufen in meine Ohren. Das ist nicht unangenehm. Und doch kann ich hier nicht bleiben. Ich greife nach der Leitplanke und schwinge die Füße zur Seite. Ich ziehe mich hoch. Ich stehe vornübergebeugt, die Hände immer noch auf dem stumpfen Metall. Meine Hose ist nass, meine Jacke, meine Haare. Ich sehe meinen Atem. Da ist ein Umriss. Jemand kommt auf mich zu, kommt immer näher, umfasst meine Schultern. Ich will ihn abschütteln, doch er hält mich fest. „Alles in Ordnung mit Ihnen?“ Er klopft auf meiner rechten Schulter herum. Ich schüttele mich noch einmal, ich schüttele den Kopf und meinen ganzen Körper. Ich will den loswerden, was denkt der denn, was will er denn bloß, so ein Idiot. „Ok“, sage ich, „ok. Alles ok.“ Doch der hört nicht auf, zu klopfen und zu gucken und mich festzuhalten. „Kommen Sie, setzen Sie sich mal.“ Er zieht und drückt. Hier habe ich doch gerade gesessen, hier will ich doch nicht schon wieder sitzen. Ich will weg, ich will hier weg. Zum Laster und losfahren. Ich mache einen Schritt über die Leitplanke und auf den anderen zu, der weicht zurück, hält mich aber immer noch fest. Wir geraten ins Straucheln, mein linker Fuß hängt an der Leitplanke, der Mann fällt nach hinten und ich auf ihn drauf. Im Fallen greift er nach mir und zieht mich an sich heran, wir schlagen hart auf. Ich zerre meinen Arm unter ihm hervor, stütze mich im Hochkommen an seiner Schulter ab. Ich will hier weg. Doch er packt mich am Kragen, krallt seine Finger in den Stoff, zieht mich zu sich hinunter. „Um Gottes willen, was ist mit Ihnen, was machen Sie denn für ein Theater, sind sie betrunken?“ Er kommt näher, er lässt mich einfach nicht los. Ich richte mich auf und ziehe ihn mit mir nach oben. Ich mache einen Schritt nach hinten, ich stoße an die Leitplanke. Wir stehen einander keuchend gegenüber. Er glotzt mich an, ich kann seinen Atem riechen. „Was soll das denn“, ich hau ihm mit der flachen Hand vor die Brust, „was wollen Sie denn von mir?“ Ich schubse ihn noch einmal, er macht einen Schritt nach hinten. „Lassen Sie mich doch in Ruhe!“ Ich gehe an ihm vorbei, ich remple ihn hart mit der Schulter an. Ich höre, dass er fällt, doch ich drehe mich nicht um.

Ich gehe auf den Lastwagen zu, ich trete auf die metallene Stufe, greife mit der Linken nach dem Lenkrad, ziehe mich daran hinein, schlage die Tür zu, drehe den Zündschlüssel und lasse den Kopf auf das Lenkrad fallen. Ich atme ein und aus. Hier bin ich sicher. Hierher wird er mir nicht folgen. Ich spüre die Einkerbungen des Lenkrads und wie sie einen Abdruck auf meiner Stirn hinterlassen. Ich spüre das Brummen und Rucken des Motors, das durch meinen Körper geht. So habe ich auch heute Morgen gesessen, daran erinnere ich mich jetzt, nur, dass da meine Hände nicht so zitterten. Ich atme aus und denke daran, wie ich, als das alles hier begann, meinen Kopf auf dieses kalte und klebrige Lenkrad habe fallen lassen. Wie ich daran habe denken müssen, wer das vor mir gehalten hat und ob außer mir überhaupt schon irgendjemand seinen Kopf darauf gelegt hat. Und ob der seinen Kopf dann auch kurz hat liegen lassen, bevor er einen Blick über die Schulter warf, die Kupplung trat und losfuhr. Und das mach ich jetzt auch, ich fahre weiter.

Wasser läuft mir in den Nacken. Ich greife mir in die nassen Haare. Ob der andere da immer noch liegt? Es ist dunkel, es regnet jetzt stärker, aber, bitte, der wird schon zurechtkommen. Mir ist ein bisschen schwindlig. Ich werde es heute nicht mehr schaffen, aber ich fahre, solange es geht. Und was kann mir schon passieren. Ich habe eine ganze Wohnung dabei. Ich halte den Blick auf die Straße und das Lenkrad fest in den Händen. Große Tropfen fallen auf die Windschutzscheibe, bündeln sich zu Lachen. Lichter brechen sich darin. Ich taste nach dem Hebel für den Scheibenwischer. Meine Kleider sind nass, mir ist kalt. Aber das hält mich wach. In der Schulter spüre ich noch die Wucht des Zusammenpralls. Das wolltest du doch, dass ich endlich etwas unternehme. Dass ich in Bewegung komme. Na bitte. Was ich vorher nicht konnte, jetzt kann ich es. Jetzt, wo dieses Kind in dir ist, kann ich es. Und da muss ich eben gehen. Ich bin fort, ich bin unterwegs. Das ist eine Bewegung, mit der du nicht gerechnet hast. Und diese Bewegung gefällt mir, sie erinnert mich an etwas, an das ich lange nicht gedacht habe.

Jetzt sitze ich hier, und es gefällt mir, wie ich in diesem Laster sitze und schneller und schneller werde. Alles schießt auseinander. Ich bleibe mit dem Blick an etwas hängen, ein kurzer Schrecken. Ein Tier. Schon ist es weg. Ich schaue in den Rückspiegel, aber da sind nur die Lichter der anderen Autos. Wie schnell ich bin. Ich schau wieder nach vorn, Warnleuchten. Wo gehen die Scheibenwischer aus, ich kann gar nichts sehen. Ich trete auf die Bremse. Ein Krachen und Kreischen und Knirschen um mich herum. Ich werde nach vorne geschleudert, gegen ein riesiges Kissen. Ich höre ein Schnalzen, ein leises Klacken dort, wo der Kopf auf dem Hals aufsitzt. Der Wagen schlingert, bricht hinten aus, dann steht er still. Ich kann nichts sehen und bin froh darum. Ich will gar nicht sehen, was es da vor mir zu sehen gibt. Deshalb steige ich nicht aus, ich bleibe einfach hier, und ich sitze lange so. Ich denke an dich. Alles in Ordnung, mir ist nur ein bisschen übel. Ich denke an dich, so wie ich schon die ganze Zeit an dich gedacht habe. Ich denke an den kleinen Körper am Straßenrand, wegen dem ich hier sitze. Ich kann meinen Kopf drehen, ich kann nicken und ihn hin und her wiegen, das zieht ein bisschen, aber es geht. Ich hebe die Arme und lasse sie wieder sinken, ich spüre meine Füße auf den Pedalen. Ich bewege sie ein bisschen. Ein kleiner Tanz. Als wäre ich nicht mehr nur ich, als wäre ich nicht mehr allein, sondern doppelt in der Welt. Als wäre ich plötzlich zwei: einer, der herumtanzt, und einer, der mir dabei zuschaut und darüber nachdenkt, der das etwas seltsam findet. So wie ich das jetzt seltsam finde, dass ich in diesem Fahrerhäuschen sitze, hinter dem Airbag, der langsam schlaff wird, und dort einen Tanz aufführe, den sich niemand anschaut.